

1 Sprach- und Kulturwissenschaften

1.1 Philosophie

Ich lehre seit 15 Jahren an der Universität Philosophie, Logik, Geschlechterstudien und Hochschuldidaktik. Obwohl ich große Hoffnungen in die Studienreform setzte, muss ich feststellen, dass sie das Philosophieren erschwert. Bachelor-Studiengänge kenne ich von den geistes- oder sozialwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Münster, Fribourg und Lausanne. Studierende der Geisteswissenschaften stehen gegenwärtig vor besonderen Herausforderungen und ich will erklären, worin ich diese sehe.

Von Beginn meines Studiums an wunderte ich mich über die Gestaltung der Lehrveranstaltungen, über völlig abgehobene Vorlesungen und über Seminare, in denen ich langweilige oder schlechte Referate und esoterische Diskussionen eines engen Professorenanzirkels ertragen sollte – aber zum Glück noch nicht musste. Meine Lehrkarriere begann wie in Philosophie üblich mit Proseminaren, die ersten mit Doktorvater, dann allein konzipiert und durchgeführt, später kamen Hauptseminare dazu und irgendwann „durfte“ ich Vorlesungen halten. Natürlich wollte ich es jeweils anders und besser machen: nicht pauken oder langweilen, sondern mit den Teilnehmern ins Abenteuer des Denkens und Forschens aufbrechen. Ich legte meine Seminare auf den Abend, um Berufstätigen die Chance der Teilnahme zu geben, hielt die Seminare zweiwöchig vierstündig, um vertieftes Arbeiten zu ermöglichen. Ich reservierte Zeit zum Nachdenken und für die nötigen Diskussionen. Ich organisierte interdisziplinäre Seminare im Team, führte Tutoren ein, wo das ging, und bestand auf Vorbesprechungen studentischer Inputs. Als Alternative zur Hausarbeit erfand ich die Heimklausur als Leistungsnachweis für die, die nicht ein Thema vertiefen, sondern den Gesamtstoff durcharbeiten wollten. Dabei ist am Semesterende zu Hause über einige Tage ein Fragenkatalog zu – und mit – allen gelesenen Texten zu bearbeiten. Wenn ich mich hier und da doch auf konventionelle Referate zurückzog und dazu überging, Seminararbeiten nicht so lange zu betreuen, bis sie gut waren, dann lag das am Mangel an Zeit – schließlich belohnen die universitären Strukturen Einsatz in der Lehre nicht; es soll vorwiegend geforscht und publiziert werden.

Als ich 2004 einen großartigen Jahreskurs Hochschuldidaktik in Bern besuchte – von meiner Universität bezahlt, was überall Standardangebot für alle Hochschullehrer sein sollte, aber leider nicht ist –, lernte ich staunend, dass ich nicht der Einzige war, der Unzufriedenheit mit universitären Lernformen verspürt hatte: Da existierte seit Langem ein Trend, der Abhilfe schafft und sich konstruktivistisch, studierendenzentriert, lern- und nicht lehrorientiert etc. nennt. Entsprechende innovative Verfahren sind an Pädagogischen Hochschulen offenbar längst Standard und es schien, als wäre dies die Leitidee hinter dem Bologna-Prozess. Ich freute